



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Justiz und Verwaltung

Aus der Geschichte der preussischen Einkommensteuer. Eine weit verbreitete Annahme geht dahin, daß die Einkommensteuer in Preußen erst durch Miquel eingeführt worden sei, nachdem Sachsen und Baden schon vorher zu ihr übergegangen waren. Wie aber schon die Miquelsche Denkschrift zur Steuerreform von 1893 erwähnt, hat die preussische Regierung bereits im Jahre 1847 den Versuch unternommen, dieser Steuerform Eingang zu schaffen. Dieser interessante geschichtliche Vorgang bildet den Gegenstand einer soeben veröffentlichten eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung.\*)

In dem Existenzkampf, den England zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gegen Napoleon zu führen genötigt war, hatte Pitt im Jahre 1799 die Einkommensteuer als ein finanzielles Hilfsmittel eingeführt, und vier Jahre später erfolgte eine definitive Neuorganisation dieser Einrichtung. Nach diesem Vorbild wurde in Preußen zuerst zur Aufbringung der Kriegskontribution die gleiche Steuer eingeführt, aber schon 1811 von Hardenberg wieder aufgehoben. Da jedoch die Kommunen mittlerweile den Realservis in eine milde Einkommensteuer umgewandelt hatten, blieb auch weiterhin die Tradition in der Praxis erhalten, und der im Jahre 1847

\*) Die Einkommensteuer und die Revolution in Preußen. Eine finanzwissenschaftliche und allgemeingeschichtliche Studie über das preussische Einkommensteuerprojekt von 1847 von Dr. jur. Hans Teschemacher. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. 1912. 2,50 M.

aufgestellte Regierungsentwurf hatte somit vor dem Reglement von 1808 neben der eigenen früheren Erfahrung auch die kommunale Praxis voraus.

Die Stellungnahme der deutschen Nationalökonomie zu dieser Frage war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts unter dem Einfluß Adam Smiths eine durchaus ablehnende. Die politische Theorie des Liberalismus forderte umgekehrt — im Gegensatz zu den Konservativen Stahl und Haller — möglichst als einzige Steuer die Einkommensteuer zur Stärkung der parlamentarischen Machtbefugnisse.

Diese Forderung wurde noch gekräftigt durch den Kampf gegen die kommunale Mahl- und Schlachtsteuer, welche in den Städten gezahlt wurde, die nicht früher zur Klassensteuer übergegangen waren; je mehr die Mahl- und Schlachtsteuer einbrachte, um so schwieriger war es, denselben Betrag durch die Klassensteuer aufzubringen. In denjenigen Städten nun, die den rechtzeitigen Übergang versäumt hatten, wurden besonders die unteren Klassen von der verhassten Besteuerung der wichtigsten Lebensmittel getroffen. Nur die hohe Bureaucratie und die städtischen Behörden, die einen Zuschlag bis zu fünfzig Prozent erhoben, schätzten diese ergiebige Steuer, während die Beamten der Veranlagungsbehörde sich aus praktischen Gründen den Freunden der Einkommensteuer anschlossen.

Das Jahr 1840 war auch für die Steuerreformbewegung ein Epochenjahr in der preussischen Geschichte; auch diesmal wirkte, wie 1808, das englische Vorbild. Denn 1842 hatte Peel die Einkommensteuer in England wieder eingeführt. Die „Proletariatsfrage“ lenkt jetzt gebieterisch die Aufmerksamkeit

auf sich, und für die vormärzliche Opposition wurde, wie für die französische vor 1789, Sozialreform vielfach identisch mit Steuerreform. Alle Provinziallandtage beschäftigten sich 1845 mit dieser Frage, und, wenn sie auch nicht positiv die Einkommensteuer forderten, so war doch die Verurteilung der Mahl- und Schlachtsteuer in den folgenden Jahren eine ganz allgemeine.

Ebenso überraschend wie die Einberufung des vereinigten Landtags kam der politischen Welt im Februar 1847 der vollendete Einkommensteuerentwurf der preußischen Regierung, den Otto Camphausen, der Bruder Rudolfs, ausgearbeitet hatte. Man vermutete sofort politische Motive, wie sie tatsächlich auch eine Äußerung Leopold von Gerlachs bezeugt, nämlich man müsse durch die *incometax* die Parteien sprengen und die Reichen um ihre angemessene Popularität bringen. Auch soziale Gründe werden bei dem großen Notstand der letzten Jahre mitgesprochen haben; vor allem aber die starke Bewegung, die gegen die Mahl- und Schlachtsteuer gerichtet war. Verlieren konnte die Regierung bei der Einführung der schon bewährten Steuer nichts; wurde aber der Entwurf abgelehnt, so fiel auf den Landtag die Verantwortung für den Fortbestand der verhassten Lebensmittelsteuern. Aus solchen Motiven heraus ließ die Regierung auf das deutlichste die Unannehmlichkeiten hervortreten, die der Einkommensteuerermittlung anhaften würden. Gegen das Reglement von 1808 war immerhin die Vorlage mit ihrer prozentualen Steigerung und Selbstschätzung schon ein modernes Gesetz.

Die Presse wandte sich sofort gegen den radikalen Versuch der Regierung, und die Entscheidung des Landtags entsprach dieser öffentlichen Stimme. Die Herrenkurie entschied sich, wie zu erwarten, für die Regierungsvorlage. In der Dreiständekurie war die liberale ostpreussische Ritterschaft und der Adel von Posen aus idealen Gründen, die schlesische Ritterschaft, weil sie die Not der unteren Klassen besonders vor Augen hatten, vorwiegend für die Einkommensteuer. Von den städtischen Abgeordneten dagegen stimmten die meisten wegen des einträglichen Kommunalzuschlags für die Mahl- und Schlachtsteuer; die oppositionelle rheinische Bourgeoisie für

die Einkommensteuer. Die Majorität der Landgemeinden war für die Vorlage, die für sie Besteuerung der Reichen bedeutete.

Mit der Ablehnung der Vorlage war die politische Absicht der Regierung erreicht. Die Presse verurteilte zwar diesen Ausgang, nicht aber die im Landtag vertretenen Stände; die Nicht- oder Wenigbesitzenden aber hatten weder Abgeordnete noch Presse.

Die Revolution führte einen der ersten Verteidiger der Einkommensteuer auf den verantwortungsvollen Posten des Finanzministers — David Hansemann. Zugleich zeigte sich in den unteren Klassen aufs neue eine lebhaftere Bewegung für die Steuer und kam in zahlreichen Petitionen an die Nationalversammlung zum Ausdruck. Hansemann hatte die doppelte Aufgabe, einmal die Revolution zu finanzieren, was ihm dank des so oft bekämpften Staatsschatzes und einer freiwilligen Anleihe von fünfzehn Millionen Taler gelang, ihm somit das Einbringen einer Zwangsanleihe ersüßigte; zweitens eine große allgemeine Finanzreform zu schaffen. Hierzu lag ihm das gründlich durchberatene Projekt von 1847 vor. Aber Hansemann wagte es nicht, seine eigene Partei, die Bourgeoisie, durch die bei ihr unbeliebte Einkommensteuer zu brüskieren, weil er sie im Kampf gegen das Andrängen der radikalen Demokratie und der Reaktion brauchte. Diese Doppelstellung hat ja überhaupt den schnellen Sieg der Reaktion herbeigeführt, die sich nun natürlich mit aller Energie auf die von Hansemann nicht durchgeführten Reformen warf.

Schon am 5. Dezember 1848 wurde ein Entwurf über die Einkommensteuer angekündigt, im Juli 1849 veröffentlicht, und im Herbst in veränderter Gestalt dem durch Dreiklassenwahl geschaffenen Parlament vorgelegt. Erst 1850 kam es infolge der durch die Mobilmachung verursachten Notlage der Staatsfinanzen zur Entscheidung. Die Regierung verzichtete jetzt auf die früher von ihr für notwendig erklärte Steuerreform, und es kam ein Kompromiß zustande, die „Massifizierte Einkommensteuer“.

In diesem Übergangsgebilde lagen die Entwicklungskeime der Miquelschen Finanzreform, welche die durch mancherlei politische und materielle Gründe lange verzögerte Ein-

führung jenes Steuersystems zur Verwirklichung brachte. Dr. D. Meyer-Berlin

**Strafprozeßuale Streitgenossenschaft.** Wir brauchen in der künftigen Strafprozeßordnung ein Rechtsinstitut, welches etwa dem entspricht, was man im Zivilprozeß „notwendige Streitgenossenschaft“ nennt. Ich will dies an zwei Beispielen klar machen.

Zwei Personen sind, der eine als Dieb, der andere als Fehler angeklagt. Beide werden vom Schöffengericht verurteilt. Der Dieb legt Berufung ein, der Fehler nicht. Der Dieb wird in der zweiten Instanz freigesprochen, das Urteil gegen den Fehler ist inzwischen rechtskräftig geworden. Wir haben dann das Schauspiel, daß der Fehler bestraft worden ist, weil er seines Vorteils wegen Sachen, von denen er wußte, daß sie mittelst einer strafbaren Handlung erlangt seien, verheimlicht oder angekauft hat, während die Strafkammer ausdrücklich bei der Freisprechung des vermeintlichen Diebes festgestellt hat, daß diese Sachen nicht mittelst einer strafbaren Handlung erlangt sind.

Ein anderer Fall.

Zwei Personen sind wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung aus § 223 a St. G. B. angeklagt und in der ersten Instanz verurteilt worden. Der eine legt Berufung ein, der andere nicht. Auf die Berufung des Ersten erkennt die zweite Instanz auf Freisprechung mit der Feststellung, daß sich dieser bei der Körperverletzung nicht beteiligt habe. Gegen den zweiten Angeklagten aber, gegen welchen das erstinstanzliche Urteil inzwischen rechtskräftig geworden ist, bleibt die Feststellung bestehen, daß er gemeinschaftlich mit einem anderen in bewußtem und gewolltem Zusammenwirken eine Körperverletzung begangen hat. Danach ist womöglich die Strafe gegen ihn höher bemessen, danach war sogar vielleicht seine Bestrafung überhaupt nur möglich, weil der für die Bestrafung aus § 223 St. G. B. erforderliche Strafantrag nicht gestellt war.

Das sind doch Widersprüche, die so unerfreulich sind, auch den beteiligten Laien von selbst so in die Augen springen und deshalb geeignet sind, das Ansehen der Strafjustiz zu untergraben, daß auf ihre Abstellung bei Reform der Strafprozeßordnung Bedacht genommen werden müßte.

Nach Analogie des § 62 Z. P. O. wäre zu bestimmen:

„Kann der Tatbestand einer strafbaren Handlung mehreren Angeklagten gegenüber nur einheitlich festgestellt werden, oder ist ihre Anklagegemeinschaft aus einem sonstigen Grunde eine notwendige, so wird, wenn ein Anklagegenosse ein Rechtsmittel einlegt, die Sache auch gegen die anderen Anklagegenossen nicht rechtskräftig. Die Strafsache ist aber gegen die anderen Anklagegenossen in der Instanz nur dann erneut zu verhandeln, wenn die Verhandlung gegen den die Instanz anrufenden Genossen zu einem Ergebnis geführt hat, welches jene erneute Verhandlung geboten erscheinen läßt.“

Landrichter Dr. Sontag-Berlin

**Kommentar zum Automobilgesetz, zur Bundesratsverordnung vom 3. Februar 1910, sowie zum Automobilsteuergesetz von Dr. Martin Jaac, 1912, Berlin, Otto Liebmann, 16 M., geb. 17,50 M.**

Die Bedeutung, die der Kraftwagen in unserem heutigen Verkehr besitzt, läßt ihn auch im Rechtsleben eine erhebliche Rolle spielen. Gerichts- und Verwaltungsbehörden haben sich in immer gesteigertem Maße mit Rechtsfragen über das Automobil zu befassen. In dem Bureau des Anwalts werden Fragen des Automobilrechts in Straf- und Haftpflichtprozessen erörtert. Bei Automobilunfällen sind Verletzte und Haftpflichtige bestrebt, sich über die Rechtslage zu unterrichten. Diese Information ist in verwickelten Fällen selbst für den geschulten Juristen nicht leicht. Man denke an die entstehenden Rechtsfragen beim Zusammenstoß zwischen Automobil und Fuhrwerk, an die Haftung von Automobilhalter, Chauffeur, Tierhalter und Kutscher zu dritten und untereinander. Der Jaacsche Kommentar geht diesen verwickelten Fragen in muster-gültiger Gründlichkeit und Übersichtlichkeit nach. Die Fülle des Materials überrascht. Die angeführten Entscheidungen und die Erläuterungen werden den Praktiker nur selten im Stich lassen. Es sei insbesondere auf die Anmerkungen, die sich auf das Verhalten von Kraftwagenführer und Fuhrwerkslenker beim Scheuen von Pferden beziehen, zu § 9 des Automobilgesetzes und § 20 der

Bundesratsverordnung verwiesen. Die Erläuterungen, insbesondere die zur Bundesratsverordnung, geben in dankenswerter Weise auch Aufschluß über technische Fragen, die dem Nichtfachmann nicht immer geläufig sein werden. Vielleicht empfiehlt es sich bei einer Neuauflage des Werks auch die Vorschriften des Strafgesetzbuchs über fahrlässige Körperverletzung und Tötung zu kommentieren und hierbei die den Automobilverkehr betreffenden strafrechtlichen Entscheidungen über Fahrlässigkeit und ursächlichen Zusammenhang auch unter diesem Gesichtspunkt zusammenzustellen.

Der Kommentar ist geeignet, dem Richter und Verwaltungsbeamten wie dem Anwalt und gebildeten Laien ein zuverlässiger Führer zu sein.

Landrichter Simon = Graudenz

## Philosophie

Das Erscheinen der zweiten vervollständigten Auflage der **Neden von Emil Du Bois-Reymond** in zwei Bänden (Verlag von Veit u. Co., Leipzig 1912) rückt die Gestalt des großen Physiologen, der trotz seiner fremdländischen Abstammung unser war, wieder vor die Seele derer, die abseits von der speziellen wissenschaftlichen Arbeit stehend, den Klang der Namen stiller Forscher nur selten vernehmen. Emil Du Bois-Reymond! Wem wäre der Name dieses Mannes fremd geblieben, als er vor vierzig Jahren in der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte sein „Ignorabimus“ sprach, das zum geflügelten Worte wurde. Was Materie und Kraft sind, wie sie zu denken vermögen, werden wir niemals erkennen, hatte er damals verkündet und im Anschluß an diese Rede „über die Grenzen des Naturerkennens“, die später durch eine andere verwandten Inhalts über „die sieben Welträtsel“ ergänzt wurde, hatte sich eine Diskussion entwickelt, die weit über die Gelehrtenkreise hinaus lebhaftes Interesse erregte. Jenes Bekenntnis hatte Du Bois-Reymond vorteilhaft von der dogmatischen Zuversicht der Materialisten unterschieden, und der Materialismus war, da er Unbegreifbarkeit bekannte, von einer Philosophie zu einem naturwissenschaftlichen Prinzip herabgesunken. Das Banner der exakten Forschung, die jeg-

lichen transzendenten Einschlag ablehnt, hochzuhalten, hat Du Bois-Reymond niemals versäumt und wir können uns davon auch aus seinen „Neden“ überzeugen. Wir brauchen nur seine Ausführungen über die „Lebenskraft“ oder den „Neo-Vitalismus“ aufzuschlagen, wo er sogar in recht extremer Weise der mechanischen Naturerklärung das Wort redet. Mag manches von dem, was Du Bois-Reymond in seinen „Neden“ niedergelegt hat, von der Wissenschaft des heutigen Tages überholt und widerlegt worden sein, — eins werden wir immer staunend bewundern: die Regsamkeit des Geistes, der zu uns spricht, die Vielseitigkeit und Gründlichkeit der hier geoffenbarten Arbeit. Derselbe Mann, der in das Lebenswerk eines Johannes Müller und eines Hermann Helmholtz eingedrungen ist und es uns lebhaft vor Augen zu führen weiß, sucht auch Voltaire, Lamettrie, Maupertius, Diderot sowie vielen anderen, die seinem eigentlichen Forschungsgebiet fern stehen, gerecht zu werden und schlägt den Leser in seinen Bann. Und derselbe Mann weiß über das Nationalgefühl, oder über die Beziehungen der Naturwissenschaft zur bildenden Kunst, über den deutschen Krieg, über Universitäts Einrichtungen, sowie andere Fragen des öffentlichen Lebens und der Geschichte fesselnde Worte in glänzender Form zu sagen.

Die neue Ausgabe der „Neden“ ist gegen die erste, die, noch von Du Bois-Reymond selbst besorgt, seit Jahren vergriffen und im Buchhandel kaum erhältlich ist, um sechs Neden und zehn akademische Ansprachen bereichert worden, die aus der Zeit 1887 bis 1896 stammen. Überdies enthält der erste Band die Gedächtnisrede auf Du Bois-Reymond, die der Erlanger Professor Rosenthal in der physikalischen und physiologischen Gesellschaft zu Berlin gehalten hat. Rosenthal feierte Du Bois-Reymond damals als den letzten derer, welche um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der experimentellen Naturwissenschaft neue Bahnen eröffneten.

Es ist dankbar zu begrüßen, daß Du Bois-Reymonds Tochter, Estelle Du Bois-Reymond, die „Neden“, die zum großen Teil in der Akademie der Wissenschaften gehalten wurden, in der vorliegenden Ausgabe weiten Kreisen wieder zugänglich gemacht hat und

wir wünschen der wertvollen Publikation die ihr zukommende Beachtung. M. K.

### Länder- und Völkerkunde

**Zwei Eroberungen.** Die letzten Jahre haben dem friedlichen Wettkampfe der Nationen Erfolge beschert, die während mehrerer Jahrhunderte das vergeblich ersehnte und unter ungeheuren Anstrengungen und Opfern zu erreichen gesuchte Ziel vieler unerschrockener Männer waren. Innerhalb einer kurzen Spanne Zeit fiel sowohl der Schleier, der das Geheimnis des nördlichsten Punktes des Erdballs deckte, als auch derjenige seines südlichsten. In die Ehre, ihre Flagge erstmalig am Nord- und am Südpol aufgepflanzt zu haben, teilen sich die Amerikaner und die Norweger. Kleinlicher Neid und häßliche Eifersucht haben die Freude über die Erreichung des Nordpols zu keiner ungetrübten werden lassen. Der unerquickliche Streit zwischen Peary und Cook ist noch in aller Gedächtnis, er wird jetzt von neuem wachgerufen durch das Erscheinen der deutschen Ausgabe von **Fred. A. Cook: „Meine Eroberung des Nordpols“** (Hamburg, Alfred Janssen. Geb. 10 M.). In einem stattlichen Bande gibt Cook einen genauen Bericht über seinen Aufenthalt unter den Eskimos und über seinen Zug nach dem Norden. Für jeden Tag seines Vordringens zum Pol sind die Zahlen der erreichten Breite, der Temperatur usw. angegeben, sowie die Mittel genannt, die er anwandte, um eine möglichst einwandfreie Ortsbestimmung zu erzielen. Interessant ist, daß Cook sich dabei auch auf oft wiederholte Messung der Schattenlänge stützt. Die Erklärungen, die er dazu gibt, sind einleuchtend, sie werden wohl auch wissenschaftlichen Nachprüfungen standhalten. Mag Cook nun den Nordpol erreicht haben oder nicht — nebenbei sei bemerkt, daß Amundsen und mit ihm eine ganze Anzahl Polarforscher daran nicht zweifeln —, so ist sein Buch doch als eine Bereicherung der Literatur über die Arktis zu begrüßen. Noch mehr würde dies der Fall sein, wenn die Polemik gegen Peary nicht so sehr in den Vordergrund träte. — Lobt um den Vorrang als Nordpolsieger der Kampf, des Südpols unbestrittener Bezwingler ist **Roald Amundsen**. Soeben, noch vor dem

norwegischen Original, erscheint die deutsche Ausgabe seines Buches: **„Die Eroberung des Südpols“** bei J. F. Lehmann in München (zwei Bände mit über dreihundert Abbildungen, Karten und Plänen, geb. 22 M.). Amundsen wußte sich die Erfahrungen seiner Vorgänger in der Antarktis klug zunutze zu machen. Abweichend von Scott und Shackleton, um nur die letzten zu nennen, wählte er gerade die vielgenannte Eisplatte als Stützpunkt für seinen Vorstoß nach Süden. Er erkannte klar, daß die von Noß 1841 entdeckte und nach ihm benannte ungeheure, feste Eisfläche, die den südlichen Teil des Noßmeeres bedeckt, ein dauerhaftes Gebilde darstellt und vermutete, daß der Weg über sie mit erheblich weniger Anstrengungen und Gefahr verknüpft sein würde, als das Vordringen von irgend-einem anderen Punkte aus. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Bewundernswert ist das Organisationstalent Amundsens. Die in regelmäßigen Etappen vorgeschobenen Lebensmittelniederlagen, die weise Einteilung der Kräfte von Mensch und Tier und nicht zuletzt die Kunst, die Expeditionsteilnehmer während der ganzen Zeit in reger Tätigkeit und vollständig gesund zu erhalten, haben die einzig dastehende Reise und den glänzenden Erfolg ermöglicht. Die Wissenschaft hat durch den kühnen Zug Amundsens und seiner wackeren Begleiter die wertvollsten Aufklärungen über den antarktischen Kontinent erhalten. Während den Nordpol ein 4000 Meter tiefes Meer bedeckt, erhebt sich am Südpol festes Land zu einer über 3000 Meter hoch liegenden großen Ebene, die von Randgebirgen eingeschlossen wird. Außerst interessant versteht Amundsen seine Reise zu schildern, keinen trockenen Bericht, sondern eine lebensvolle prächtige Darstellung enthält das Buch. Mit plastischer Anschaulichkeit spricht er über das Leben und Treiben im Winterquartier „Framheim“, mit unverhüllter Liebe über die erhabene Natur und deren zwei- und vierbeinige Geschöpfe. Letzteren, den treuen Hunden, ist ein nicht geringer Raum im Buche zugebilligt, und mit Recht, denn ohne die Hilfe dieser Tiere wäre der Pol wohl noch nicht sobald erreicht worden. Amundsens Buch stellt sich würdig den besten Werken über Polarreisen an die Seite, es bietet den Lesern,

zu denen auch die reifere Jugend ohne weiteres zu rechnen ist, einen erlesenen Genuß. Sch.

### Kulturgeschichte

**Vom lustigen Alt-England.** Umgibt das Stuart'sche Königshaus in der Geschichte ein seltsames Flimmern, oft wie echter Glanz ausleuchtend und doch, genauer besehen, immer ein zehrendes Schwülen, so bringt dieser Umstand vor allem die Schwierigkeit mit sich, jene Reihe auffallender Herrschergestalten zu charakterisieren. Gewiß ist, daß sich kein Fürst und keine Fürstin von wirklicher Größe unter ihnen befand, wohl aber neben plumpen und gemüthlosen Narren ein Schlag geborener Bühnenhelden. Zwei davon, Maria Stuart und ihr Enkel Karl der Erste, haben ihr in eine Tragödie auslaufendes Lebensschauspiel unter dem Hakenbeil tapfer beschloffen. Der älteste Urentel Marias, Karl der Zweite, war nach W. M. Thackeray ein Halunke, aber kein Snob, — was völlig zutrifft, den Fall jedoch keineswegs erschöpft. Mit der Hinrichtung seines Waters erstand England als Republik, von bibelfesten Spartanern in Harnisch und Sporenstiefeln regiert. Zehn Jahre politischer Mächtigfaltung nach außen und innen folgten, dann starb der Zauberer, der dies vermocht hatte, und für seinen Sohn Richard Cromwell war „die Hand des Herrn“ offenbar zu schwer. Er lief davon, die frommen Puritaner haderten und ein neuer Bürgerkrieg drohte, als etliche Aristokraten in Befehlshaberstellen kurzerhand den verbannten Stuart zurückholten. Karl der Zweite wurde wie der Messias empfangen, und er allein von allen Königen seines Geschlechts hat, notdürftig aber in beinahe origineller Weise, verstanden, was man von ihm wollte. Eine gute und gerechte oder gar starke Regierung konnte er nicht bieten, dafür war er ein Stuart, aber harte Schicksalsstöße hatten ihm den Hochmut ausgetrieben, der die Gesinnungslosigkeit seiner Vorfahren so unerträglich machte. England, der puritanischen Beistunden unter Kürassierbewachung müde, wollte einmal aus Herzensgrunde dem „cant“ ein Schnippchen schlagen und dazu war der restaurierte Monarch wie geschaffen. Seine, durch lässige Gutmütigkeit gemilderte Menschenverachtung, seine durch Geist und Wit verdeckte Würdelosigkeit,

seine Kunst, den Mangel an Ehrgefühl und Gewissen durch beinahe heroische Niederlichkeit nach jeder Richtung in den Schatten zu stellen, sie haben gleichsam elektrisierend gewirkt und den fünfundsanzig Jahren dieser Regierung ein Parfüm verliehen, gegen das ihre Schanden, düsteren Kehrseiten und Verderbnisse niemals recht zur Geltung gelangt sind. Das lustige Alt-England hieß nachmals die Zeit, in der bei Hofe zwar bisweilen das Bargeld empfindlich ausging und im Lande noch öfter, wo aber das Paradies Mohammeds sein kräftiges Abbild erreichte. Unter den auf solches Hofleben gestimmten Seelen befand sich Graf Anthony Hamilton; er hat dann in höherem Alter, als die Stuarts und er mit ihnen wieder im Exil saßen, unter Benutzung von Erinnerungen eines Genossen jenes rasenden Treibens, des Chevaliers Philibert von Gramont, sein berühmt gewordenes Buch verfaßt: „Der englische Hof unter König Karl dem Zweiten.“ Die wohlgefällige Schilderung von unstreitig pikanten Scandalosits wurde schon mehrfach ins Deutsche übertragen, jetzt durch Paul Friedrich als „Die Memoiren des Grafen von Gramont“ (Wilh. Borngräber, Verlag Neues Leben, Berlin W.). Vier Illustrationen von F. von Bayros stellen gewagte Situationen aus Hamiltons Berichten dar, doch mag die Auffassung des Künstlers im ganzen hingehen. Ein Duzend Porträts wäre natürlich instruktiver gewesen. Allein diese Ausgabe ist von Gramonts kühner Behendigkeit eigentümlich beeinflusst worden. Ihr Bearbeiter hat nach Regeln eigenen Geschmacks, über die er auf Seite 7 in wenig gewinnendem Tone Rechenschaft gibt, darin herumgewirtschaftet. Mag sein, daß die Flüssigkeit der Erzählung — die Verdeutschung ist nicht schlecht — Vortheil davon hatte. Nur bewundert man hier eben ein neues Beispiel des emporwuchernden literarischen m. b. S.-Systems. C. U.

### Kunst

**Ein nordischer Bildner.** 1902 — die Ausstellung bei Keller u. Reiner, in der zum erstenmal sein Lebenswerk umfassend in Berlin vorgeführt wird — und Stephan Sinding, der Norweger, ist nicht nur in aller Munde (das will nicht viel sagen in unserer

schnellebigen Zeit, und viel wird in zehn Jahren vergessen) — nein, er ist eingezogen in die Herzen der Deutschen, die ihm ihre Liebe entgegenbringen, seit sie ihn so kennen lernten, und die ihm Treue halten werden in die Jahrhunderte hinein. Denn in dem stammverwandten Künstler spüren wir Blut von unserem Blut und Geist von unserem Geist; da ist ein Ideal erfüllt, das uns von germanischer Kunst vorschwebte; da ist Wahrheit und Schönheit, Tiefe und Phantasie, keusche Lieblichkeit und posenferne Schlichtheit, heraufgeholt aus Ursprünglichkeit und selbstsicherer Kraft, und gemeistert von einer wunderbaren Technik. Als Norweger darf er stolz seinen Namen neben die Ole Bull, Bösen und Björnson setzen, denen er in Bergen und vor dem Nationaltheater in Christiania die Standbilder schuf; wie sie ist er hinausgegangen in die Welt; und Berlin, dessen Liebe er warm erwidert, darf sich rühmen, ihm, dem Schüler von Albert Wolff, das Rüstzeug seiner Kunst an die Hand gegeben zu haben. Von Berlin ging auch die Popularisierung seiner Kunst aus; von hier aus zogen die Tausende von Reproduktionen nach seinen Hauptwerken in die deutschen Häuser: die holdselige Verkörperung des Schlafes, unter dem Titel „Die Nacht“ bekannt; der trotzige „Sklave“; die „Barbarenmutter“ in ihrer finsternen Größe; die ergreifende Gestalt der „Gefangenen Mutter“, die in Fesseln auf den Knien ihrem Kinde die Brust reicht; die „Älteste ihres Geschlechts“, die Seherin an der Grenze der Ewigkeit; die im Sturm daherbrausende „Walküre“; das monumentale Symbol der formenden „Mutter Erde“; die keusche „Anbetung“; und die Gruppe, die seinen Namen über die Erde getragen und so viel Nachahmer gefunden hat: die „Zwei Menschen“ in ihrem seligen Umfange.

Und noch einmal — zehn Jahre später — soll von Berlin aus seine Kunst und jetzt auch nähere Kunde über sein Leben ins deutsche Volk dringen, mehr noch, scheint mir, als es bisher geschehen konnte. Vor mir liegt **Dr. Napfsilbers** in ehrlicher Begeisterung geschriebene, eingehende und verständnisvolle Biographie und feinsinnige künstlerische Würdigung des Meisters, „**Stephan Sinding**“,

ein Band der Serie „Kunst und Schönheit“, den der Verlag Marquardt u. Co., Berlin NW. 57, mit 61 (einundsechzig!) Originalreproduktionen und einer Gravüre in größtem Quartformat für den unglaublichen Preis von 1,80 M. (in prächtigem Leinenband 2,80 M.) herausgebracht hat. Ich habe den lebhaftesten Wunsch und hege an dessen Erfüllung keinen Zweifel, daß dieser Band, der alle Hauptwerke Sindings und eine reiche Menge der bislang weniger bekannt gewordenen (darunter die Umarbeitung der „Walküre“ und die neue Gruppe der in Frühlingssahnung erschauernden jungen Menschenkinder „Mai“) sowie eine Anzahl hochinteressanter Skizzen bringt, eins der beliebtesten und erhofftesten Weihnachtsgeschenke werden und dem Menschen Sinding die Heimstätte noch tiefer im deutschen Herzen begründen wird, die der Künstler Sinding längst inne hat.

Nur eins habe ich zu erinnern. Wenn es Napfsilber auch in der Hauptsache darauf ankam, das Werk des Meisters sprechen zu lassen und biographische Daten nur zum besseren Verständnis der Kunst zu geben: eine hätte er nicht übergehen sollen: des Künstlers Muse, die schöne Frau Elga Sinding, die alle Sorgen und Mühen seines schwer ringenden Lebens mit ihm teilt, deren Urteil er seine Pläne bis ins kleinste unterbreitet und der als Zeugnis seiner innigsten Liebe die Worte auf dem Original der „Zwei Menschen“ in Jacobsens Ny-Carlsberg-Glyptothek in Kopenhagen gelten: A ma femme. Albert Sergel-Berlin

### Schöne Literatur

**Lilientron- und Falke-Ausgaben.** Von der Freundschaftshand Richard Dehmels auf Grund letztwilliger Bestimmung des Dichters gesichtet und neu eingerichtet, liegen jetzt die „Gesammelten Werke“ **Detlev von Lilientrons** in acht würdig ausgestatteten Halbtalblederbänden vor, denen sich die schon vorher erschienenen zwei Bände Briefwechsel in gleicher Ausstattung anreihen. Der Preis des gebundenen Bandes beträgt 6 Mark; Verlag von **Schuster u. Löffler** in Berlin.

In dem knappen Vorwort setzt Dehmel Zweck und Ziel des garricht lange nach der

ersten Gesamtausgabe veröffentlichten Werkes auseinander. „Vor allem mußte der endgültige Wortlaut seiner Bücher gesichert werden. Aus den verschiedenen Handexemplaren, die er bei seinen Vortragsreisen benutzte und in freien Stunden durchzufeuern pflegte, waren die vielen Verbesserungen in vergleichender Sichtung zusammenzutragen; und aus den noch nicht in Buchform veröffentlichten Schriften war das Wertvollste ebenfalls auszufuchen und an passender Stelle einzureihen.“ Die Reihenfolge der Gedichte ist geblieben, wie sie Liliencron, getreu seiner Maxime „Variatio delectat“, angeordnet hatte. Poggfred, das „funturbunte“, nach und nach auf neunundzwanzig Gesänge angewachsene Epos, nimmt seiner Bedeutung gemäß den ersten Band ein (in teilweise veränderter Reihung der „Kantusse“); es folgen zwei Gedichtbände mit den Untertiteln: „Der Heidegänger“ (als bezeichnend aus früherer Zeit für „Kämpfe und Ziele“ wieder eingesetzt), „Kampf und Spiele“, „Nebel und Sonne“, „Bunte Beute“, „Gute Nacht“; Band 4 und 5 enthält die Dramen; Band 6 die Romane; Band 7 die Novellen (von denen die letzten den Titel „Späte Ernte“ bekommen haben); und der 8. Band „Miscellen“ bringt neu eine Auswahl Gelegenheitschriften, meist Rezensionen, „um auch diesen Arbeiten Liliencrons, denen er selber wenig Wert beimah, die aber manchen köstlichen Satz enthalten, die gebührende Beachtung zu sichern; sie haben in den sogenannten jüngstdeutschen Entwicklungsjahren gute Fürsprecherdienste geleistet.“

Was Liliencron uns und insbesondere der modernen Lyrik bedeutet, erübrigt sich an dieser Stelle zu sagen. Seien wir stolz auf dieses würdige Denkmal, das sich der Meister selbst gesetzt, und wünschen wir ihm, daß es in viele Häuser Eingang gewinne.

Als Liliencron seinen sechzigsten Geburtstag feierte, begrüßte ihn sein Freund Falke als „Hauptmann, General,

der deutschen Lyrik Feldmarschall.“

bleiben wir in diesem Bilde, so nimmt **Gustav Falke** in dem Generalstab eine der ersten Stellen ein. Ihm als einem unserer Besten gilt eine Ehrung zu seinem sechzigsten Geburtstag am 13. Januar 1913. In apartem Grenzboten IV 1912

Seidenband von Prof. Czjeszta, der auch die übrige Ausstattung besorgte, liegen seine „Gesammelten Dichtungen“ in fünf Bänden im Verlage von **Alfred Janssen** in Hamburg vor (15 M., einzeln 3,50 M.). Die Bände, in denen der Ertrag eines reichen Lebens aufgegangen ist, wie er bislang in acht Gedichtbänden aufgespeichert lag, tragen die Titel „Herddämmerglück“, „Tanz und Andacht“, „Der Frühlingsreiter“, „Der Schnitter“ und „Erzählende Dichtungen“. Mit seinen ersten, in Zeitschriften veröffentlichten Gedichten gewann er die Freundschaft Liliencrons, Norddeutscher und ein Stück Grandseigneur wie er, wenn ihm auch im Tiefsten das „Herddämmerglück“, der Friede einer glücklichen, beseligenden Ehe, ein Sichbeseiden und Zuruhekommen die schönsten seiner Lieder schenkte. Mit seinen ersten Gedichtbänden „Wynher der Tod“ und „Tanz und Andacht“ hat er sich als reifer Mann seine Stellung in der deutschen Lyrik geschaffen, die die folgenden Bände nur befestigen, aber nicht mehr merklich verändern konnten; eine langsam, aber stetig wachsende Gemeinde scharte sich um ihn; seine zweite Vaterstadt Hamburg ehrte sich und ihn bei Gelegenheit seines fünfzigsten Geburtstages durch einen jährlichen Ehrensold, und Auswahlen aus seinen Werken, die eine Perle an die andere reihen konnten, machten ihn weiter bekannt. Er ist keiner von denen, die als „Neutöner“ um jeden Preis von sich reden machen; eine stille Innigkeit und Innerlichkeit wie auf Thomaschen Bildern geht von ihm aus; wo man heute seinen Namen nennt, ist man gewiß, daß ein herzwarmer Verstehen, eine Liebe ohne viele Worte sich ihm entgegenbringt. Seine Jubelaußgabe ist ein guter Freund in der Familie, und beschenkt und beglückt; möchte man sich ihrer zum Weihnachtstfeste gern erinnern. Dr. S.

**Berthold Litzmann** hat die Gesamtausgabe der Werke **Ernst von Wildenbruchs** übernommen und die **G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung** in Berlin hat nunmehr die zwei ersten Bände in die Welt geschickt. Der Plan der Ausgabe ist die Dramen für sich und die Romane und Novellen für sich in zwei Reihen von je neun und sechs Bänden zu ordnen.

Ferner macht der Herausgeber folgende Angaben über die Anlage seiner Arbeit: „In der Reihe der Romane und Novellen sind die, Motive aus dem Seelenleben des Kindes behandelnden, Erzählungen in einem Bande für sich zusammengestellt. Der letzte Band der Dramen bringt außer den von ihm selbst veröffentlichten Jugendwerken noch einige Dramen und Dramenentwürfe der Frühzeit, die für die Entwicklung des Dramatikers bedeutsam und daher der Aufnahme in die Gesamtausgabe wert erscheinen. Eine dritte Reihe bringt in zwei Schlußbänden außer den beiden Heldenepischen „Bionville“ und „Sedan“ die aus den Handschriften stark vermehrten, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordneten lyrischen Gedichte, ferner die Humoresken, eine Anzahl von Skizzen in Prosa und ausgewählte Reden und Ansprachen. Für den Text der Ausgabe war maßgebend der Druck der letzten Hand, d. h. die letzten zu seinen Lebzeiten erschienenen und von ihm selbst durchgesehenen Einzeldrucke.“ Der Herausgeber hat nicht versäumt, die erreichbaren Handschriften und die ersten Drucke zum Vergleich heranzuziehen. Zum erstenmal gedruckt erscheint in dieser Ausgabe das nachgelassene Trauerspiel „Ermanarich“. Die beiden erwähnten ersten Bände sind mit einleitenden Bemerkungen versehen, die über die Entstehung der jeweils in einem Bande vereinigten Werke Wildenbruchs einigen Aufschluß geben. Im ganzen tritt das philologische Moment in dieser Ausgabe äußerlich durchaus in den Hintergrund und künstlerische Grundsätze scheinen für den Herausgeber und den Verleger Richtung gebend gewesen zu sein. Die Ausstattung bezeugt guten Geschmack, sie ist schlicht und vornehm. So mag denn Wildenbruch zu seinen alten Freunden, denen zum erstenmal Gelegenheit gegeben wird, die Lebensarbeit des Dichters als Ganzes zu überschauen, neue werben.

Dr. K.

Eine sehr erfreuliche und weiten Kreisen zweifellos hochwillkommene Neuauflage ist die vom Verlag **S. Fischer**, Berlin, veranstaltete vollständige Volksausgabe der gesammelten Werke von **Gerhart Hauptmann** in sechs Bänden, in Leinen gebunden zum geringen Preise von 20 Mark. Sie enthält außer den chronologisch geordneten Dramen in vier Bänden auch die Prosawerke „Bahnwärter Thiel“, „Der Apostel“, „Der Narr in Christo Emanuel Quint“, „Griechischer Frühling“ und „Atlantis“. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung zu loben. Alle Freunde und Verehrer der Hauptmannschen Muse seien nachdrücklich auf dies neue Unternehmen hingewiesen.

Der **Tempel-Verlag** hat seine Klassikerausgaben um einige wertvolle Bände bereichert. Die zwölfbändige Schillerausgabe ist durch einen dreizehnten Band, einer Darstellung von **Schillers Leben und seinem Werk** aus der Feder **Fritz Stichs**, ergänzt worden, die gewiß vielen, die sich ihres Schillers in dem sorgfältig hergestellten Text des Tempel-Verlags erfreuen, willkommen sein wird. Sie ist ergiebiger als die sonst in den üblichen Einleitungen und Anmerkungen niedergelegten Kommentare.

Im letzten Sommer erschien im gleichen Verlage ein zweibändiger **Körner** und in jüngster Zeit ein sechsbändiger **Lessing**. Für die Freunde unserer klassischen Literatur bedarf es kaum mehr als dieses Hinweises, denn die Tempel-Ausgaben sind längst als inhaltlich gebiegen und in der äußeren Form geschmackvoll anerkannt. Die vorliegende Lessing-Ausgabe enthält das poetische Schaffen Lessings vollständig, ferner außer der „Hamburgischen Dramaturgie“ und dem „Laokoon“ die theatergeschichtlichen und theaterästhetischen, sowie die hauptsächlichsten archäologisch-philologischen und rationalistisch-theologischen Schriften.

Jeder Band Tempelklassiker kostet in Leinen 3 M., in Halbleder 3,75 M. 27.

